

Das Goetheanum

Wochenschrift für Anthroposophie

14. November 2008 | Nr. 46

Schwerpunkt Türkei

Die Türkei ist 2008 Ehrengast auf der Frankfurter Buchmesse gewesen und steht beim Kulturfestival «Culturescapes» im Mittelpunkt. In Europa gehört die Volksgruppe der Türken (je nach Land unterschiedlich stark) zum Stadtbild dazu, und man meint, sie zu kennen, wie man meint, viele und vieles zu kennen. Renatus Derbidge und János Darvas werfen einen Blick hinter das Offensichtliche.

► Seiten 1 und 3–6

Barack Obama: Mit Kalkül

Obama steht für einen politischen Kurswechsel in den USA. Entsprechend euphorisch waren die Reaktionen auf seinen Wahlsieg. Gerd Weidenhausen dämpft diese überschwänglichen Erwartungen, indem er aufzeigt, wie dieser Wandel seit längerem vorbereitet wurde.

► Seite 7

Neue Ullmann-Biografie

Die Sektion für Redende und Musizierende Künste am Goetheanum widmete der Neuausgabe der Ullmann-Biografie von Ingo Schultze eine ganztägige Kunstkollage. Christian Richter erlebte die Vertilgung des Stoffes durch die Form.

► Seite 11

Ethikkongress in Berlin

Zum sechsten Mal fand der Ethikkongress zum Thema «Grenzerlebnisse – Spiritualität im Umkreis von Geburt, Tod und im Alltag» am 6. und 7. November in Berlin statt. Elisabeth Wiederkehr berichtet.

► Seite 20

Der Weg zum Anderen – der Weg zu sich selbst | Renatus Derbidge

Fragen bezüglich einer unklaren Linie

Die Kulturvielfalt der Türkei birgt die Möglichkeit der Orientierungslosigkeit, der Willkür, aber auch der Flexibilität, Offenheit und Bereicherung. Beide Richtungen werden uns momentan durch die Türkei, politisch und kulturell, wie aktuell im Zensur-Skandal um das Kulturfestival «Culturescapes», demonstriert. Renatus Derbidge wagt eine Analyse der wankelmütig erscheinenden Bildsprache.



Ein Merkmal des ethnischen und kulturellen Reichtums der Türkei: Schönheit

Brandanschläge auf türkische Einrichtungen in der Schweiz; Prozesse gegen vermutliche Putschisten, die Kemal Atatürks am Westen orientiertes Erbe vor einer eher traditionalistischen, zurück zum osmanisch-islamischen Selbstverständnis strebenden Regierung verteidigen; eine Türkei, die sich stolz auf der diesjährigen Frankfurter Buchmesse mit ihrem literarischen Reichtum präsentierte; eine diplomatische Krise zwischen Großbritannien und der Türkei, ausgelöst durch das heimliche Filmen und Veröffentlichungen von Missständen in türkischen Weisenhäusern; eine EU, die den Druck bezüglich einer deutlicheren Integration und des Einhalts von Demokratie und Menschenrechten auf den EU-Mitgliedsanwärter Türkei erhöht. Ein bunter Strauß Fragen aufwerfender Schlaglichter auf ein Land, das

Vielfalt, aber keine klare Linie erkennen lässt.

Zensur

Was für ein Bild spricht aus diesem Mosaik, das uns durch die Medien täglich entgegenflutet? Zudem ständig neue Meldungen von Selbstmordanschlägen innerhalb der Türkei. Jüngste Anschläge von kurdischen Rebellen in Südostanatolien führten nach Angaben von Ibrahim Yazar, stellvertretender Generaldirektor für Information im Kulturministerium der Türkei, zu einem momentan in der Presse weitläufig diskutierten Zensur-Skandal um das diesjährige Kulturfestival «Culturescapes». Mit Zentrum in Basel präsentiert das sechste «Culturescapes» dieses Jahr mit 150 Veranstaltungen die Türkei als Ehrengast. Offiziell aus Rücksichtnahme der Opfer ge-

Fortsetzung Seite 3 ►

► Fortsetzung von Seite 1

genüber, zensierte das türkische Kulturministerium einige Beiträge. Eine weiße, unbedruckte Seite im Programmheft weist darauf hin. Fünf Essays sowie der Film «Gitmek» wurden auf Druck der Türkei aus dem Programm von «Culturescapes» gestrichen. Jurriaan Cooman, «Culturescapes»-Gründer und -Organisator und für den Inhalt des Programms verantwortlich, bedauert, dass er der Androhung der Türkei nachgab. Die «Basler Zeitung» sprach gar von «Erpressung». Würden die «türkei-kritischen» Beiträge nicht entfernt werden, so die Ängstigung der Türkei, würde sie ihre finanziellen Zusagen von 400000 Euro zurückziehen.

Willkürliches Machtgehabe?

«Das Land der tiefen Gräben» lautet der Titel eines der aus dem Programmheft genommenen Beiträge. Er befasst sich, wie die anderen «kritischen» Texte auch, mit der Lage der heutigen Türkei. Was die türkischen Offiziellen hier als «kritisch», beziehungsweise als die Gefühle einiger Türken verletzend beurteilen, ist darin zu suchen, dass die türkische Geschichte (etwa das Massaker an den Armeniern im Ersten Weltkrieg) oder schlicht Auswanderungsproblematiken thematisiert werden. Diese Themen werden von der türkischen Regierung tabuisiert. Im Film des Anstoßes, «Gitmek», verliebt sich eine Türkin in einen Kurden aus dem Irak – ein Film über die Überwindung von Gräben durch die Liebe, der kürzlich auf dem Istanbul Filmfestival ausgezeichnet wurde.

Das Befremdliche an dieser Intervention ist die scheinbare Willkür. Dem Programm wurde damit an Brisanz nur wenig genommen. Immer noch beinhaltet es Beiträge, die kaum weniger kritisch zu beurteilen sind. Durch solche Aktionen präsentiert sich die Türkei eben nicht weltoffen und kunstbegeistert. Vielmehr scheinen die tiefen Gräben im eigenen Land durch: der Zwiespalt, in dem es zwischen internen – die Einigung des Landes und die Öffnung – und den nach Außen gerichteten Interessen festsetzt.

Was spricht sich da aus? Orientierungslosigkeit? Ungerichtetes Verlangen? Wohl am ehesten das, was Kai Strittmatter, einer der Betroffenen der Zensur, in der «Süddeutschen Zeitung» dazu kommentierte. Er zitiert die im Programmheft gepriesene «Lebendigkeit» und «Unvorhersehbarkeit» der neuen Türkei, die auch «Überraschungen» bringe, wie es da prophetisch heißt, indem er darauf hinweist, was Vielfalt auch bedeuten kann: «Möglichkeit, sich zu verlieren.»

Der türkische Botschafter in der Schweiz, Alev Kiliç, vermied es am 1. November 2008 in seiner Rede bei der festlichen Eröffnung von «Culturescapes» im Theater Basel, auf die Zensur einzugehen. So wirkte es durchaus plump, als er von «Erneuerung und Weiterentwicklung der diplomatischen Verbindungen» sprach. Er erinnerte an den nicht unbedeutenden Einfluss der Schweiz bei der Gründung der türkischen Republik. 2008 jährt sich die Übernahme des Schweizer Zivilgesetzbuches in die türkische Verfassung zum 80. Mal. Die Kultur bezeichnete Kiliç als die «effizienteste Kommunikation» und machte erneut deutlich, dass die Türkei «begeistert» von ihrer eigenen Kulturvielfalt sei. Diese Begeisterung auf andere Länder zu übertragen ist der Türkei momentan 400000 Euro wert. Wie sich zeigt jedoch nur unter staatlicher Kontrolle: denn zum Fest, so Strittmatter erneut in der «Süddeutschen Zeitung», «passen keine strittigen Töne».

Laut Cooman spielt die Türkei in der «Champions League der Kulturvielfalt»: Die älteste bekannte Tempelanlage, bedeutende Stätten der Griechen, byzantinische wie islamisch geprägte Kunst, Musik und Tanz und eine Kunstszenen in den weltoffenen Metropolen der Türkei, die denen Europas in nichts nachstehen.

Spielerisches Selbstverständnis

Türkische Kulturvielfalt war auch das Motto der Gesamtkomposition des Eröffnungsabends. Ein Kindersymphonieorchester, zusammengestellt aus türkischen Musikschulen, spielte Beethoven! Deutlich authentischer wirkte das dreiteilige Orchesterwerk «Esintiler» des türkischen Komponisten Ferit Tüzün (1929–1977), das folkloristische Elemente in ein sonst eher romantisches Feuerwerk integriert. Das Auftragswerk für die Eröffnung des jungen Türken Julien Zufferey (*1980), ein Konzert für Klavier, Violine und Violoncello, wirkte hingegen etwas dürr. Humoristisch im Umgang mit barocken Minuett-Motiven und zurückhaltendem Einsatz «moderner» Disharmonien, ist das Werk orientierungslos und wenig individuell.

Nach einem Buffet mit anatolischen Spezialitäten begann der «lockere» Teil des Abends, Politik spielte jetzt keine Rolle mehr. Gute Stimmung verursachte der in der Türkei und über ihre Grenzen hinaus berühmte Musiker Burhan Öçal mit seinem Istanbul Oriental Ensemble. Öçal wurzelt in der Musik der Roma und der Sufis, aber auch im Pop, in der Klassik und im Techno, woraus er seinen eigenen percussiven Stil kreiert. Das Pu-

blikum war begeistert und begann zu tanzen. Für die Zugabe integrierten sich zwei türkische Rapper problemlos in die folkloristischen Klänge. DJ Ipek, eine Legende der Berliner Partyszene, ließ den Abend lautstark ausklingen.

Takt und Melodie

Was eröffnete dieser Abend an türkischer Kultur? Einen spielerischen, souveränen Umgang mit türkisch-islamischen, europäisch-klassischen und zeitgenössisch-postmodernen Musikströmungen gepaart mit Liebe und einer lebenswerten Art, dieser zum Ausdruck zu verhelfen. Eventuell mag es fern liegen, dies am Beispiel des Techno zu erörtern. Aber diese starre, streng metrische, oftmals brutale «Musik», wurde durch DJ's türkischer und osteuropäischer Herkunft mit Folklore überlegt, was dieser Musik wieder etwas Seele gibt.

Hier klingt etwas an, das eine generelle Qualität des Türkischen sein könnte: statt scheinbarer Orientierungslosigkeit in der Vielfalt, ein Potenzial der Flexibilität, der Synthesebereitschaft – Überraschungen eben!

Das osmanische Großreich wurde von Atatürk in einen Nationalstaat überführt. Der Nationalitätsbegriff «Türke» bezog sich nicht auf türkische Stämme allein. Jeder, der sich in der 1923 gegründeten Republik «Türke» nennen wollte, sollte ein Türke sein. Heute zählt man über 40 ethnische und religiöse Gruppen in der Türkei, die sich sichtlich in ihren Lebensgewohnheiten und in ihrer religiösen Praxis unterscheiden lassen. In diesem Sinne wurde und wird immer noch Nationalität in der Türkei gepflegt. Das hinterlässt auch Spuren in der Kunst. Was vor wenigen Jahren für den Techno geglättet ist, könnte ganz generell auch in der Kultur und in der Politik erprobt werden: Taktbetonung mit Melodie. ■

Hinweis: Die Fotos auf den Seiten 1, 4 und 5 dieser Ausgabe sind von Attila Durak und der fotografischen Dokumentation «EBRU – Kulturelle Vielfalt in der Türkei» entnommen. Der türkische Fotograf beschreibt die Reise zu seinen Wurzeln mit den Worten: «Ich habe mindestens acht Tage mit allen Menschen verbracht, bevor ich die Kamera überhaupt zum ersten Mal herausgeholt habe. Ich habe mit ihnen gegessen, getrunken, gearbeitet und gesprochen. Ich bin mit den Kamelkarawanen über die Berge gezogen und habe mit einer alten Frau zwei Wochen in einem Raum geschlafen.» Die Ausstellung ist noch bis zum 27. November 2008 in der offenen Kirche Elisabethen in Basel zu sehen.

Information: www.culturescapes.ch. Das Festival läuft noch bis zum 6. Dezember 2008.

Die Aufgabe der Türkei | János Darvas

Spannungsfeld Brücke

Die Türkei steht 2008 bei zwei wichtigen kulturellen Anlässen im Mittelpunkt: bei der Frankfurter Buchmesse und beim Festival «Culturescapes». Das hat in der Redaktion zu den Fragen geführt: Wo steht die Türkei heute eigentlich? Welche Rolle spielt sie im neuen Jahrtausend? Wie könnte ihre Aufgabe, ihre «Mission» aussehen? János Darvas hat sich für das «Goetheanum» auf Spurensuche begeben.

Von «Volksmissionen» zu sprechen steht heute unter Ideologieverdacht. Das ist nicht unbegründet: diese Redeweise, zu Beginn des 20. Jahrhunderts allenthalben politisch korrekt, ist oft im Sinne nationalistischer Überheblichkeiten missbraucht worden. Außerdem schwingt für das gängige Wissenschaftsverständnis ein unzulässiger «Essentialismus» mit. Völker sind nach geläufiger Auffassung keine Wesen, die ideell oder real präexistent sind, sondern Gebilde, die aus komplexen geschichtlichen Prozessen entstehen. Erst allmählich bilden sich mentale und politische Identifikationskulturen heraus, sie werden bloß nachträglich in bleibenden Referenzen verwesentlich.

Richtig ist, dass mentalitätsgeschichtlich solche Referenzen überall als allmählich entstanden nachzuweisen sind. Wie nationales Selbstverständnis entsteht, kann nüchtern-empirisch rekonstruiert werden. Es bleibt aber ein Überschuss. Er lässt sich nicht aus der Summe der äußeren Faktoren und Prozesse erklären.

Eine Dynamik wird erkennbar, die sich deutlich als ganzheitliches Antlitz im Bildungsprozess selbst offenbart. Es besteht kein Grund, dem wirkenden Prinzip in diesem Prozess Eigenständigkeit abzuspochen. Als Monaden oder Entelechien im Sinne Goethes sind geistige Wesen als «Volksgeister» – Rudolf Steiner schließt mit diesem Ausdruck an Herder und Hegel an – nicht nur denkbar, sondern auch der Anschauung zugänglich.

Staatsideologie Kemalismus

Was die heutige Türkei angeht, so steht man vor dem Rätsel eines Gebildes, das dezidiert national erst in neuester Zeit zu sich selbst gekommen ist. Mustafa Kemal, der Staatsgründer, hat nach der Auflösung des riesigen Osmanenreichs nach dem Ersten Weltkrieg mit eigensinniger, geradezu verbohrt Genialität eine «klein-türkische» Lösung in Kleinasien herbeigeführt, die auf Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution fußte. Ein türkisches Staatsvolk wurde konstruiert, obwohl der türkisch sprechende Teil der Bevölkerung bis dahin niemals offiziell in dieser Weise eine Rolle gespielt hat. Das



Buntes Bild: christliche Frau in der Türkei

Osmanische Reich war ein übernationales Gebilde, der Sultan thronte als Herrscher aller im Gesamtreich und auf dem Territorium der heutigen Türkei lebenden Völker.

Nach Zusammenbruch des maroden Imperiums setzte Kemal programmatisch ein gezieltes «nation building» in Gang. Nach seinem Tod wurde das linear weitergeführt und als Kemalismus zur Staatsideologie erhoben. Eine sehr eigenartige Ideologie übrigens: sie ist ein Amalgam aus westeuropäischer Nationalstaatsdoktrin und dem persönlichen Gestaltungswillen des Begründers, dessen Konterfei in der heutigen Türkei weiterhin allgegenwärtig bleibt. Daraus ergab sich eine durchgehende Türkisierung aller Lebensbereiche: nicht in erster Linie aus offenen rassistischen oder völkischen Bestrebungen heraus (die aber im Hintergrund immer lauern), sondern um der Schaffung eines zusammengehörenden Staatsvolkes willen, das man als Grundlage des säkularen Einheitsstaats brauchte. Eine Entflechtung von Staatsbürgerlichkeit als politischer Kategorie und den ethnischen Identitäten wurde nie erreicht.

Das bis heute ungelöste Problem der großen kurdischen Minderheit liegt weniger

an deren prinzipieller Unassimilierbarkeit unter einer nationalen Idee. Es leitet sich von der Tatsache her, dass das kurdische Volk – über mehrere Staaten verteilt – als die historischen Verlierer im Wettstreit um ein eigenes «nation building» als unsicherer Kantonist gilt, weil es jederzeit zu eigenen nationalen, gesamt-kurdischen Bestrebungen erwachen könnte. Die Perspektive einer Sezession der Osttürkei würde das territoriale Konzept des kemalistischen Systems zerstören, das auf ein Gebiet vom Bosphorus bis zum Tigris hin angelegt ist.

Deshalb geht es in der ganzen Problematik nicht um die Ausgrenzung der Kurden, sondern um ihre Assimilation, die nicht so recht gelingen mag. Das soll über Sprache und Kultur durchgesetzt werden. Ähnliches haben im 19., und bis hinein ins 20. Jahrhundert, etwa die Ungarn und die Franzosen mit ihren Minderheiten erfolgreich durchgeführt. Ob es aber im 21. Jahrhundert, in dem die Kohäsionskräfte des Nationalstaatsgedankens im Abnehmen sind und sich fortschreitend Multikulturalität entfaltet, noch zu machen ist, darf bezweifelt werden. Der Widerspruch ist nur lösbar, wenn eine neue, nicht einseitig ethnisch gebundene Identifikationskultur verinnerlicht wird. Dazu müsste der verhärtete Kemalismus weiterentwickelt werden. Das ist bisher nicht geschehen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass eine alte und zugleich neue Identifikationskultur auf den Plan getreten ist: der Islam. Der radikalen Säkularisierung, über drei Generationen eingeübt, steht die Rückkehr der zurückgedrängten und staatlich gebändigten Religion entgegen.

Zwei Kulturen

Dieser Identifikationsstrang ist alt. Das osmanische Sultanat selbst war ja über Jahrhunderte symbolisch Garant gesamt-islamischer Identität. Das Kalifenamt blieb bis zu seiner Abschaffung durch Kemal in den Händen der osmanischen Herrscher. Selbst der säkulare Nachfolgestaat hat die sunnitische Tradition instrumentalisiert. Die Rückkehr des Islam ist aber insofern neu, als dass die politische Islamisierung der letzten Jahre nicht unbedingt fundamentalistische Flucht in die Reinheit einer vermeintlichen Urlehre oder gar eine Rückkehr zum Kalifat intendiert. Sie wird von einer aufstrebenden Schicht, bürgerlich-konservativ gesinnter Geschäftsleute und Unternehmer – der sogenannten Schwarzen Türkei – getragen, die den Anschluss auch an den europäischen Markt suchen und finden.

Zwei Kulturen, die auch machtpolitisch konkurrieren, kommen nun zunehmend in Konfrontation und drohen die innere Kohäsion des Landes zu zersetzen. Es sind

verbitterte politische und ideologische Kämpfe zu beobachten. Dennoch scheint es, dass sich darin eine oft durchgespielte Figur auf dem Weg in die Moderne zeigt. Die christlichen europäischen Staaten haben im Zeitalter des aufstrebenden Bürgertums solche Kulturkämpfe zwischen Religion und Sekularität in der Regel absolviert. Der politische Aufstieg einer konservativ-religiösen Bürgerpartei in der Türkei kann so als ein Stück Normalität gedeutet werden. Es sind typische Probleme einer ‚verspäteten‘ Nation, die Entwicklungen nachholt.

Es gibt aber einen entscheidenden Unterschied zu den verwandten historischen Vorgängen in Europa. Und das ist die Tatsache, dass es sich hier um ein islamisches Land handelt. Die Frage, um die es geht, lautet: wird sich der Islam einer Trennung von Religion und Staat tatsächlich anbequemen können? Denn Islam – als Religion und Zivilisation zugleich – trat von Anfang an als eine Kombination von religiös-heilsgeschichtlichem und rechtlich-politischem Gestaltungswillen auf.

Nirgends – außer in der Türkei – ist bisher eine islamisch geprägte KulturNation durch ähnliche politische, gesellschaftliche und weltanschauliche Krisen gegangen, die zu einer konstitutionellen Differenzierung von Staat und Religion führten. Wird es möglich sein, Religion als ethisch-spirituelle Fähigkeitsbildung auf die – nicht unbedingt bloß ‚privaten‘ – Belange des Geisteslebens zu konzentrieren? Dann muss Individualität und Liberalität berücksichtigt werden. Das hieße, bedeutsame Traditionsstränge innerhalb des Islam stärker aufzugreifen, die bisher durch den legalistischen Sunnismus nicht gefördert wurden. Gesellschaftliche Kohäsion ohne Berücksichtigung dieses Individuellen herzustellen, führt zu kollektiven Zwängen: bei den Alt-Kemalisten repräsentiert im Einheitsstaat und im Militarismus, bei den islamischen Fundamentalisten in der autoritär durchgesetzten Einheitsordnung der Scharia. Beide Wege sind Sackgassen.

Die verbitterte Konfrontation hat ihre innere Logik. Aber es sind letztlich Schattenkämpfe. Einen Ausweg bietet allein eine differenzierte Verschränkung von Sekularität und Islam. Der Einsatz in diesem Spiel ist gewaltig, um ihn wird in der Türkei paradigmatisch und an vorderster Front gespielt. Nur hier ist Säkularität als Grundlage der Nation so fundamental angelegt, nur hier so nachhaltig in gesellschaftliche Realität umgesetzt worden. Nur hier zeichnet sich vielleicht – wie ambivalent und unsicher auch immer – die mögliche Heraus-

bildung einer gemäßigten, bürgerlich-konservativen Gesellschaftsströmung ab. Von ethisch-humanistischen Leitprinzipien des Islam inspiriert, könnte sie die Chance haben, die gesellschaftlich-politische Relevanz dieser Religion ohne generellen normativen Zwang umzusetzen.

Uneingelöst blieb freilich bis heute die Forderung nach wirklicher Religionsfreiheit – auch für die Christen oder die große Gruppe der Alawiten. Gegängelt und be-



Identifikationskultur Islam: sunnitische Jugendliche in Istanbul

drängt wurden beide Minderheiten über Jahre vor allem durch den kemalistischen Staat selbst. Der Beitrag dieser Minderheiten im modernen kulturellen Leben des Landes ist allerdings bedeutsam, und aus bunten Bild der neueren Türkei nicht wegzudenken.

Der Einsatz in diesem Spiel geht über die inneren Befindlichkeiten und Schicksale der Türkei weit hinaus. Zum einen ist da die Dramatik von Säkularität und Religion, deren Ausgang für den Rest der islamischen Welt großes Gewicht hat, besonders für die arabische. Zum anderen ist da die Brückenfunktion zwischen islamischer Welt und Europa. Sie ist keineswegs neu, nimmt aber neue Konturen an. Die Schwelle am Bosphorus war seit Jahrhunderten Übergangsort. In kriegerischen Konfrontationen, aber auch kulturell, haben wichtige Durchdringungen stattgefunden, die sich an diesem uralten Berührungspunkt von Europa und Asien fokussierten.

Das Spannende, geradezu Erregende der heutigen Situation ist, dass sich dieses Durchdringungsgeschehen unerwartet weitflächig fortsetzt: Über wirtschaftliche Beziehungen und militärische Allianzen hinaus in der europaweiten, nachhaltigen Präsenz großer türkischer und türkisch-kurdischer Minderheiten, besonders in deutschsprachigen Ländern. Das zieht Identitätsbildungsprozesse nach sich, in die nicht nur türkischstämmige Migran-

ten, sondern auch deutsche, österreichische oder Schweizer Alteingesessene hineingezogen werden. Denn auch sie sind nunmehr gefordert, die eigene Identifikationskultur neu zu bedenken und zu formulieren.

Die ‚Mission‘

Bleibt die Frage nach der eigentlichen ‚Mission‘ der Türkei. Genügt es, sie nur als Brückenfunktion zu beschreiben? Ist das nicht eine wenig aussagekräftige Leerformel, die auf alle möglichen Nationen zutrifft? Haben nicht etwa die Ungarn – zwischen Slawen und Deutschen – oder die Deutschen selbst – im Herzen Europas zwischen West und Ost – Brückencharakter? Es kommt darauf an, genau hinzusehen, was vermittelt werden soll. Wir haben gesehen, um welchen Einsatz es geht. Wichtig ist auch, wie es geschieht.

Im Türkentum sind starke, aus weit zurückliegender nomadischer Vergangenheit stammende Willenskräfte wirksam, die sich auch mit harter Rücksichtslosigkeit durchsetzen können. Es sind jedoch auch zarte Seelenregungen da, die etwa aus der Sprache dieses Volkes tönen. Die turanische Komponente kann, gebändigt und gewandelt, eine Kraft des Ich freisetzen. ‚Mission‘ ist keine fixe Größe. Sie profiliert sich dynamisch und zeigt sich nicht zuletzt in den individuellen Leistungen, in denen ererbte Vorgaben frei und ohne Chauvinismus gepflegt und in den Dienst der Menschheit gestellt werden. Das geschieht nicht in selbstbezogener Nabelschau, sondern immer im Austausch mit anderen Völkern, im Falle der Türkei besonders mit deutschsprachigen Mitteleuropäern.

‚Missionen‘ gibt es nicht allein und für sich, sondern nur im Konzert mit anderen Missionen. Und was immer schließlich als Frage – keine der Theorie, sondern des Lebens – nach der spezifischen Stellung und Aufgabe der Türkei noch weiter zu formulieren sein wird: wir sind in die Bemühungen, sie zu beantworten, längst unausweichlich mit einbezogen. ■

János Darvas wurde 1948 in Budapest geboren und ist in Wien aufgewachsen. Nach dem Studium der Philosophie in Paris war er als Waldorflehrer in verschiedenen Ländern (Frankreich, Deutschland, Schweiz) tätig. Seit 1993 lebt er mit seiner Familie in Eckernförde (Schleswig-Holstein), verbringt aber einen großen Teil des Jahres in Ungarn, wo er in Solymár bei Budapest das Institut für Waldorfpädagogik – eine grundständige Lehrerausbildung – leitet.

Sufismus am Goetheanum | Renatus Derbidge

Eine bunte Blumenwiese

Am Goetheanum fand am 8. November in Kooperation mit dem diesjährigen «Culturescapes»-Festival (siehe Seite 1) ein Studientag «Sufismus – die Innenseite des Islam» statt. Durch einfühlsame Vorträge und das Konzert «Sufi & Bach», in dem christliche und islamische Musik nebeneinander gestellt wurden, entstand ein lebendiges Bild des Sufismus, dieser mystischen Strömung des Orients. Renatus Derbidge berichtet von dem kurzweiligen Eintauchen in diesen Strom.

Wolfgang Held, Öffentlichkeitsarbeiter am Goetheanum, verwies in der Begrüßung darauf, dass es für Jurriaan Cooman sicherlich ein «Opfer» gewesen sein müsse, diese Veranstaltung am Goetheanum durchzuführen. Hätte sie in Basel stattgefunden, so Helds Vermutung, wären sicherlich mehr als die knapp 200 Teilnehmenden zu dieser hochkarätig mit intimen Kennern des Islam bestückten Sufismus-Würdigung gekommen. Denn spannend und aktuell ist das Thema – viel wird über den Islam geredet –, aber wo finden nahegehende Berührungen statt?

Der Kulturwissenschaftler Joachim Daniel verortete das «Attraktive» am Islam darin, dass die «islamische Welt» die Aufklärung «Gott sei Dank» nicht mitgemacht habe. Der westliche Mensch hat durch die Aufklärung die Freiheit erhalten, als Folge dieser Entwicklung jedoch unter dem «Nebenprodukt»: «Gott ist tot!», zu leiden. Im Islam finde sich Gott noch hinter den Dingen, aber man schrecke «zu Recht» vor der Freiheit zurück, denn die Technisierung der Natur, Unmenschlichkeit und Gottesentfremdung seien Teil dieses Weges.

Zu jedem Innen ein Außen

Der Sufismus, die Vertiefung in das Wort Allahs oder die «Koranisierung» des Denkens, war ein Gegenstand des Vortrags von Christine Gruwez, Islam- und Manichäismusexpertin aus Belgien. Sie erläuterte in einfühlsamer Weise, wie eine Innenseite immer mit einem Äußeren korreliert. So verwies sie darauf, wie fehlgeleitet die Meinung vieler Islamexperten sei, die den Islam als Form und Weg (Sharia und Tariqa) verkennen und nur den Sufismus (Marifa, Erkenntnis, und Haqiqa, die Wahrheit) den «eigentlichen» Islam nennen, ihn höher schätzen. Es handelt sich vielmehr um Stufen, die sich gegenseitig bedingen. Die Außenseite des Islam, so Gruwez, sei der gesamte Prozess von der Offenbarung Gottes, dem reinen Leben bis zum «Geoffenbarten», dem Zur-Form-Geronnenen, dem bis in die Gesetze, Institutionen und Lebensführung hinein Auskristallisierten. «Ta'wil», die Umkehr, ist der Wendepunkt von der Form zurück



Ähnliche spirituelle Dimension: der Derwisch vor dem Tanz

zum Leben. So führt der Weg von Sharia («Mein ist Mein und Dein ist Dein») über diese Umkehr «Ta'wil» («Mein ist Dein und Dein ist Mein») bis zu «Marifa» («Weder Dein noch Mein») – der Unio Mystica im Sufismus. Die Sufi-Schulung bestehe aus Stufen der seelischen Reinigung und Zügelung, sodass sich Gott in einem offenbaren könne. Das Herz werde frei. Die Erleuchtung sei somit ein Akt der Freiheit. Die Liebe wird zur höheren Form der Erkenntnis.

Form und Leben

Mahmud Erol Kiliç, Professor für Sufismus aus Istanbul, ergänzte dieses Bild aphoristisch. In der toten Form der Religion sieht er die Gefahr des Fanatismus; im Sufismus, beziehungsweise generell in der mystischen Seite aller Religionen aber die Brücke zwischen diesen. Der Mystik-Spezialist Georg Schmid bekräftigte diese Idee, indem er die Ähnlichkeiten aller religiös-kultischen, esoterischen Strömungen betonte. Die mystische Vereinigung sei dem Wesen nach in allen Kulturen recht ähnlich, jedoch von Mensch zu Mensch höchst individuell. Auf diesem Stadium beginne die «stille Sprache». Hier könne nur noch die Kunst, im Besonderen die Musik vermitteln, der enge Rahmen der Sprache sei zu begrenzt. Damit diene das Konzert «Sufi & Bach» nicht nur als erbaulicher Ausklang, sondern als Weiterführung des Behandelten hin zum Erleben der Tiefen des seelischen Raumes des

Herzens, das sich durch die berührenden Beiträge anfänglich hat öffnen können.

Auch die emotionalen, positiven wie auch für die Redner unbequemen Äußerungen seitens des Publikums in der Podiumsdiskussion waren Zeichen für die geschehene Herzöffnung. Tiefgehende Fragen, zum Beispiel nach dem Sinn des Bösen klangen hier an.

Das Spezifische am Sufismus im Vergleich zu anderen Mystiken wurde in der

Tagung allerdings wenig deutlich. Schmid verwies deshalb auf das Bild der vielen Blumen im Paradiesgarten: alle anders in Farbe und Duft, doch auf verbindendem Grunde wachsend.

Künstlerisch befruchtet

Zur Pflege der traditionellen Sufi-Musik und für touristische Zwecke wurde 1991 das Staatsensemble für klassische türkische Musik gegründet. Paradox, denn in der Türkei ist Sufi-Praxis verboten. Trotzdem

wurde das Sufi-Ensemble inklusive der zugehörigen Derwische vom Kulturministerium der Türkei nach Basel gesendet. Darum war es eine besondere Ehre, einer Sema-Zeremonie, der klassischen Sufi-Zeremonie, beizuwohnen. Es wurde ermöglicht im großen Saal des Goetheanum einen Derwisch-Tanz zu sehen. Ruhig und gleichmäßig drehte sich der Derwisch zur Musik des Dscherrahi-Ordens. Die rechte Handfläche nach oben geöffnet, göttlichen Segen zu empfangen, die linke Handfläche nach unten weisend, den Segen an diese Welt zu verteilen. Bachs Kantaten BWV 93 und 107, durch die Freitagsakademie Bern unter der Leitung von Howard Griffiths («Goetheanum» Nr. 45/2008) wurden der Sufi-Musik gegenübergestellt. Verbunden wurden diese Klänge durch kurze Texte zur christlichen und islamischen Mystik.

Trotz offensichtlicher Unterschiede konnte eine ähnliche spirituelle Dimension beider Musikrichtungen erlebt werden. Auf fast «profane» Weise wurde während des Konzerts deutlich, was in den Vorträgen auf abstrakte, theoretische Weise betrachtet wurde. Beide Ensembles waren gleichzeitig auf der Bühne – Blumen auf gleichem Grund. Die Farbunterschiede aber waren frappant: Während die Sufis spielten, staunten die «Bachler» voller Ehrfurcht mit großen Augen. Umgekehrt, als Bach ertönte, wippten die Sufis unbefangen mit dem Fuß im Rhythmus. ■